

SIMON ABELN



111. GRÜNDE, DEN WALD ZU LIEBEN

Ein Buch über den schönsten Ort der Welt

SIMON ABELN

111 GRÜNDE, DEN WALD ZU LIEBEN

**EIN BUCH ÜBER
DEN SCHÖNSTEN ORT
DER WELT**

SCHWARZKOPF & SCHWARZKOPF

INHALT

EIN WORT ZUVOR	11
---------------------------------	-----------

1. KAPITEL: WIE SCHÖN UNSER WALD IST

Weil er sich in den Jahreszeiten verwandelt	14
Weil er so viele Gesichter hat	17
Weil ein Picknick nirgendwo besser schmeckt	19
Weil dort manche Tiere den Winter verschlafen	21
Weil er im Frühjahr ein Blütenmeer ist	23
Weil er verschiedene Stockwerke hat	26
Weil dort die Spechte trommeln	28
Weil kein Baum ist wie der andere	31
Weil die Tannen eine Meise haben	33
Weil die Lärche den herbstlichen Nadelwald verzaubert	35
Weil dort Kinder viel fürs Leben lernen	37

2. KAPITEL: WILD UND URSPRÜNGLICH

Weil dort wilde Katzen herumschleichen	42
Weil er mit den Wildtieren im Einklang steht	44
Weil dort Hirschkäfer Kommentkämpfe austragen	47
Weil der Schwarzstorch eine Rarität ist	49
Weil dort die Wildererromantik zu Hause ist	52
Weil dort Luchse ihre Pinselohren spitzen	55
Weil sich in Urwäldern der Mensch mal völlig raushält	57
Weil dort Rehe und Hirsche umherstreifen	59
Weil dort Wildschweine im Boden wühlen	62

Weil dort der Große Hahn balzt	65
Weil man dort nasse Füße bekommen kann	68

3. KAPITEL: WENN BÄUME SPRECHEN KÖNNTEN

Weil er Geschichte atmet	74
Weil er ein Ort der Romantik und geschnitzter Herzen ist	76
Weil er Teil von Religionen ist	80
Weil man ihn oft vor lauter Bäumen nicht sieht, man sich dort wie die Axt benimmt und es so herausschallt, wie man hineinruft	83
Weil dort dem heiligen Hubertus das Jägermeister-Logo erschien	85
Weil man Jahresringe lesen kann wie ein Geschichtsbuch	88
Weil er die Kulisse vieler Märchen ist	90
Weil es in der Legende »Gottesbäume« gibt	93
Weil die Eiche im Volksglauben tief verwurzelt ist	96
Weil dort früher die Eiben wuchsen	98

4. KAPITEL: BUNTES TREIBEN AUF DEM WALDBODEN

Weil Reineke Fuchs zu den schlauesten Waldbewohnern gehört . . .	104
Weil dort warzige Kröten leben	106
Weil dort im Herbst zur Jagd geblasen wird	109
Weil es dort eine Gesundheitspolizei gibt	114
Weil dort der Zaunkönig sein Reich hat	117
Weil es dort schallt: »Salamander lebe hoch!«	120
Weil sich dort der Stachelritter einigelt	122
Weil dort Meister Grimbart seine Burgen baut	126
Weil dort die Haselmaus allerlei ausfrisst	128
Weil dort Farne ihre Wedel ausbreiten	131
Weil dort ohne Moos nichts los ist	133

5. KAPITEL: LEBEN IN LUFTIGER HÖHE

Weil dort die Maikäfer fliegen	138
Weil der Buchfink den ganzen Winter im Zölibat lebt	140

Weil dort Fledermäuse durch den Nachthimmel fliegen	142
Weil der Eichelhäher sein Wächter ist	145
Weil dort Hornissen auf die Jagd gehen	148
Weil dort das Wintergoldhähnchen in den höchsten Tönen singt ..	151
Weil dort Eichhörnchen von Ast zu Ast springen	154
Weil es aus ihm »Kuckuck« ruft	156
Weil dort der Habicht durch die Bäume fegt	160
Weil ich Tauben dort lieber sehe als in der Stadt	163
Weil dort der Schnepfenstrich ist	165

6. KAPITEL: ATEMPAUSE FÜR KÖRPER UND SEELE

Weil er ein Stimmungsmacher ist	170
Weil er den Sauerstoff zum Atmen produziert	172
Weil man dort ungeniert barfuß gehen kann	175
Weil er ein Rückzugsort zum Nachdenken ist	177
Weil er die grüne Lunge ist	179
Weil der Sauerklee auch mit drei Blättern glücklich macht	182
Weil er uns den Kreislauf des Lebens vor Augen führt	184
Weil er das Klima schützt	187
Weil er uns Demut lehrt	189
Weil man dort gesund wird und jung bleibt	191

7. KAPITEL: EIN QUELL DER FREUDE

Weil Kinder dort spannende Spiele machen können	196
Weil viele Lieder von ihm singen	198
Weil der Hund dort Stöckchen bringen kann	201
Weil dort die Nachtigall schlägt	203
Weil er auf der Leinwand ein gutes Bild abgibt	206
Weil man sich dort unter Mistelzweigen küsst	209
Weil der Seidelbast blüht, wenn im Frühjahr noch alles karg ist ...	212
Weil der Gelbe Frauenschuh die spektakulärste Orchidee ist	214
Weil man ihm aufs Dach steigen kann	217
Weil der Jäger an Weihnachten sein Wild besucht	219

8. KAPITEL: FASZINIERENDE ENTDECKUNGEN

Weil uns die Vögel zwitschern, wie spät es ist	224
Weil Mondholz das Beste sein soll	226
Weil in seinem Schutz viele Denkmäler überdauern	229
Weil es ohne den Tannenhäher keine Zirbelkieferstuben gäbe	232
Weil er der Erfinder der Nachhaltigkeit ist	234
Weil dort der Weihnachtsvogel ein Spezialwerkzeug einsetzt	236
Weil wir technisch noch so viel von der Natur lernen können	239
Weil es dort Glühwürmchen gibt	242
Weil der Dompfaff den Domknaben das Singen beibringt	244
Weil Waldbäume Mann, Frau oder Zwitter sein können	247

9. KAPITEL: DES WALDES TÜREN STEHEN JEDEM OFFEN

Weil man dort Sport treiben kann	252
Weil dort Menschen auf ihrem hohen Ross sitzen	254
Weil man dort geocachen kann	256
Weil man dort mountainbiken kann	258
Weil man dort kostenloses Essen findet	261
Weil dort Pilze wie Männlein stehen	264
Weil man dort Förster und Jäger trifft	269
Weil er ein Ort der (letzten) Ruhe ist	272

10. KAPITEL: ZUM WOHE DES MENSCHEN

Weil dort der Brotbaum wächst	276
Weil er den Boden schützt und Erosion verhindert	278
Weil er eine Sparkasse ist	280
Weil er für unser Trinkwasser sorgt	283
Weil er Sicht- und Lärmschutz bietet	285
Weil er sich dem Wind entgegenstellt	286
Weil er Holz zum Heizen liefert	288
Weil er viele Arbeitsplätze schafft	291

11. KAPITEL: GESCHENKE DES WALDES

Weil Bienen dort köstlichen Waldhonig produzieren	294
Weil die Musik durch ihn einen besonderen Klang bekommt	297
Weil der Weihnachtsbaum zum Fest gehört	299
Weil man dort Trüffel finden kann	304
Weil Speierling und Elsbeere wie Bruder und Schwester sind	306
Weil Harz ein Wundermittel der Natur ist	308
Weil die Hainbuche hart wie Eisen ist	311
Weil er Holz zum Bauen liefert	314
Weil es dort viele Heilpflanzen gibt	316
Weil es ohne ihn dieses Buch nicht gäbe	320
Weil er das Fundament einer engen Freundschaft ist	322
Danksagung	325
Quellen	326

**»In den Wäldern sind Dinge,
über die nachzudenken man jahrelang
im Moos liegen könnte.«**

FRANZ KAFKA

EIN WORT ZUVOR

Ich liebe den Wald – als Spaziergänger, als Beobachter, als Sammler, als Jäger, als Forstmann. Wer nicht nur mit den Augen, sondern mit dem Herzen sieht, erlebt – überwältigt von Freude und Dank – den Wald als Ort der Ruhe und der Stille, als Ort faszinierender Entdeckungen, als Ort unzähliger Wunder und Kostbarkeiten, als Ort der Atempause für Körper und Seele.

Die Schönheit des Waldes ist für den, der sich müht, sie zu entdecken, unbeschreiblich: die Bäume, die Sträucher, die Tiere, die Blumen, die Gräser ... Das Schönste, was wir hier – bei Tag und in der Nacht, im Frühjahr wie im Winter – erleben können, ist das Geheimnisvolle. »Wer es nicht kennt und sich nicht mehr wundern, nicht mehr staunen kann, der ist sozusagen tot und seine Augen erloschen«, sagt Albert Einstein (1879–1955).

Der schönste Ort in meinem Leben ist der Wald. 111-mal möchte ich Sie, liebe Leserinnen und Leser, in diesem Buch teilhaben lassen an dieser besonderen Liebe. Sicher gibt es viel mehr Gründe und Motive, den Wald schön zu finden. Jeder Mensch fände, dächte er ein wenig nach, Hunderte neuer Gründe, die ihm aus dem Herzen gesprochen wären.

Lesen Sie dieses Buch nicht an einem Stück durch! Es lohnt sich, die Ausführungen immer wieder in einer stillen Stunde zur Hand zu nehmen und heute diesen und morgen jenen Beitrag zu lesen. Sie werden staunen, dass Sie jedes Mal etwas Neues, Interessantes, Nachdenkenswertes oder Unterhaltsames über den Wald entdecken werden.

Dieses Buch möchte zu guter Letzt mithelfen zu erkennen, wie wichtig es ist, diesen gemeinsamen Schatz aller Menschen zu bewahren und zu behüten. Die heute von vielen Seiten so starke Bedrohung

und Zerstörung des Waldes sollte uns täglich daran erinnern, vor allem an jene zu denken, die nach uns kommen.

Und nun möchte ich Sie einladen, mich auf der Schatzsuche zu begleiten. Ich wünsche Ihnen viel Freude beim Lesen und Blättern!

Simon Abeln

1. KAPITEL

WIE SCHÖN UNSER WALD IST



Weil er sich in den Jahreszeiten verwandelt

Jedes Jahr, wenn ich im Spätherbst und Winter mit meinem Hund durch die Flur spazieren gehe, denke ich mir, wie trostlos diese Landschaft doch aussieht. Wo im Sommer noch goldfarbene Weizenfelder im Winde wogten, ist jetzt kilometerweit nur braune Einöde zu sehen. Wie freue ich mich, wenn ich endlich den Waldrand erreicht habe: Eingetaucht in den Wald, ist es wie in einer anderen Welt.

Viele Menschen lieben den Frühling, weil das frische Grün wie eine Vitaminspritze für den ausgehungerten Augapfel ist. Dazu kommt dieser herrliche Geruch, wenn die ersten Sonnenstrahlen den Waldboden erwärmen. Und mit der Wärme erwacht der Wald aus seinem Winterschlaf – das Leben pulsiert in allen Adern. Die Frühblüher nutzen die Sonnenstrahlen, solange sie durch die kahlen Äste noch auf den Boden fallen. So weit das Auge reicht, breiten sie ihre imposanten Blütenesseln aus.

Kröten, Frösche und Molche krabbeln müde aus ihren Winterverstecken und ihre Lebensgeister kehren langsam zurück, wenn die Sonne ihnen auf den Rücken scheint. Die Vögel singen, was ihre Stimmbänder hergeben, und füttern ihre lauthals rufenden Jungen. Aus den überwinterten Puppen werden prachtvolle Schmetterlinge. Auch in die Bäume kommt Bewegung: Die über den Winter gespeicherte Stärke wird in transportfähigen Zucker umgewandelt und die Wurzeln pumpen kräftig Wasser nach oben. Der Baum gerät in Saft und die im Vorjahr angelegten Knospen können nun austreiben.

Neben den »regulären« Knospen gibt es bei manchen Baumarten noch die »schlafenden« Knospen. Sie bleiben erst mal geschlossen, sozusagen als Nachhut für Notfälle. Solch ein Notfall kann ein Spätfrost sein oder Raupen, die über das erste frische Grün hergefallen sind. Den Frühling verbinden wir mit dem Geruch süßlich duftender Blüten. Bei den Waldbäumen ist es damit allerdings nicht so weit her, denn die meisten von ihnen werden durch den Wind bestäubt. Und damit können sie es sich sparen, auffällige, bunte und duftende

Blüten auszubilden. Der Trick zieht nur bei Insekten, dem Wind ist es egal.

Im Sommer lieben wir den Wald, weil es dort kühl und schattig ist. Das Jahr hat den Höhepunkt des Sonnenstandes und damit der Licht- und Wärmeintensität erreicht. Alles wächst und gedeiht: der Spross in die Höhe, der Trieb in die Länge und der Baumstamm in die Breite. Am schönsten ist es jetzt an einem Bachlauf, wo man die Schuhe ausziehen kann und das plätschernde Wasser die Zehen umspielt. Manchmal sieht man dabei eine Wasseramsel, die pfeilschnell über die Wasseroberfläche fliegt, um sich das eine oder andere Insekt einzuverleiben.

Meine Lieblingsjahreszeit im Wald ist der Herbst. Wenn der lebhafteste Wind mir um die Nase weht und die Blätter sich in den buntesten Farben präsentieren. Aber wieso verfärben sich die Blätter eigentlich im Herbst? Das hängt damit zusammen, dass die Bäume ihre Säfte langsam in den Stamm und die Wurzeln zurückziehen. Alles, was Energie bedeutet, wird in Form von Stärke, Fetten oder Ölen für das nächste Frühjahr eingelagert – schließlich gibt es nichts zu verschenken. Dazu gehört auch der grüne Blattfarbstoff, das Chlorophyll. Es wird nach und nach abgebaut, wodurch gelbe und rote Blattfarbstoffe (Karotone) zum Vorschein kommen. So entstehen die schönsten Blattfärbungen, die ihre größte Bekanntheit im sogenannten Indian Summer in Nordamerika erlangen. Trockene und warme Spätherbsttage lassen speziell die verschiedenen Ahornarten dort förmlich entflammen.

Zwischen Blattstiel und Zweig wird bereits im Frühjahr eine »Sollbruchstelle« eingebaut, die dann im Herbst verkorkt und verholzt. Dadurch wird der Stofftransport unterbunden, das Blatt trocknet aus und löst sich an der Trennschicht vom Zweig. Viel an Nährstoffen ist jetzt nicht mehr im Blatt – aber selbst das letzte bisschen kommt dem Wald wieder zugute, wenn die Mikroorganismen am Boden ihre kompostierende Arbeit aufnehmen.

Nadelbäume gelten ja als immergrün – trotzdem hält so eine Nadel auch nicht ewig. Eine Kiefernadel wird etwa drei Jahre, eine Fichtennadel sieben und eine Tannennadel bis zu zwölf Jahre alt. Der Grund,

warum die Nadeln den Winter überstehen, ist eine Wachsschicht auf ihrer Oberfläche. Nur den Lärchen fehlt dieser Schutz, deshalb entledigen sie sich, wie die Laubbäume, im Herbst ihres Nadelkostüms. Die anderen Nadelbaumarten erneuern über das Jahr hinweg sukzessive ihr Gewand, sodass der Verlust der Nadeln kaum auffällt.

Wenn im Winter der erste Schnee fällt, verwandelt sich der Wald in ein Wunderland. Die Schneeflocken egalisieren jede Unebenheit auf dem Waldboden – jeder Baumstumpf, jeder abgebrochene Ast, jeder menschliche Müll wird überdeckt. Der Wald sieht plötzlich so sauber und rein aus. Bäume und Pflanzen befinden sich in der Ruhephase, viele Tiere haben sich zurückgezogen. Insekten, Würmer, Schnecken, Frösche, Kröten und Eidechsen haben sich so tief in den Waldboden zurückgezogen, dass der Frost sie nicht erreichen kann. Dort verbringen sie den Winter in einer Winterstarre.

Andere Tierarten, wie das Eichhörnchen, legen nur eine Winterruhe ein. Das ist eine längere Schlafphase, die gelegentlich zur Nahrungsaufnahme unterbrochen wird. Manche Tierarten, wie der Igel, der Siebenschläfer oder die Fledermaus, träumen lieber dem nächsten Frühjahr entgegen und halten den bekannten Winterschlaf. Die größeren Pflanzenfresser, wie das Rot- oder Rehwild, kurbeln im Winter ihren Stoffwechsel zurück und versuchen auf diese Weise, von ihren im Herbst angefüllten Reserven über die kalte Jahreszeit zu kommen.

Im Wald hat jede Jahreszeit ihren Reiz: das erwachende Leben im Frühjahr, die erfrischende Kühle im Sommer, die tanzenden Blätter im Herbst und die klirrend kalte Luft im Winter.

»Ob der Frühling grünt und blühet, Sommer steht im goldnen Kleid, ob der Herbst in Farben glühet, ob's im Winter friert und schneit – glücklich, wem es stets gefällt: O, wie herrlich ist die Welt!«, dichtet Heinrich Seidel (1842–1906).

Weil er so viele Gesichter hat

Wald ist nicht gleich Wald. Der gemeinsame Nenner aller Wälder ist zunächst einmal, dass dort Bäume stehen. Dann beginnen aber schon die Unterschiede, denn nicht in jedem Wald wächst jede Baumart. Das hängt mit den Standortfaktoren zusammen wie Temperatur, Wasserversorgung, Nährstoffversorgung, pH-Wert des Bodens oder die zur Verfügung stehende Lichtmenge. Die Ansprüche der jeweiligen Baumarten sind hier sehr unterschiedlich. Und es ist wie bei uns Menschen: Es kann nicht jeder so gut mit jedem. Das Ergebnis sind unterschiedliche Waldgesellschaften. Diese haben klangvolle Namen wie »Waldlabkraut-Eichen-Hainbuchenwald«, »Eschen-Bergahorn-Schluchtwald« oder »Hainmieren-Erlen-Auenwald«.

Von Natur aus wäre Mitteleuropa fast lückenlos bewaldet. Freie Sicht gäbe es nur in Mooren, Flussniederungen, an trockenen Felshängen oder in hohen Gebirgslagen, wo die Vegetationsperiode zu kurz ist. Deutschland gehört dabei heute noch zu den walddreichsten Ländern, fast ein Drittel der Fläche ist von Wald bedeckt.

Welchen Einfluss der Mensch auf die Natur hat, zeigt sich darin, dass nicht einmal 10 % der Waldfläche Mitteleuropas aus naturnahen Waldgesellschaften besteht.¹ Die anderen 90 % sind das Resultat von menschlichen Eingriffen. Viele der natürlichen Waldgesellschaften stehen daher unter Naturschutz. Die Wälder, wie wir sie kennen, sind Kulturlandschaften, also künstlich geschaffene Ersatz-Waldgesellschaften. Es sind Wirtschaftswälder, die eher die Bezeichnung Forst als Wald verdienen. Je nach Zielsetzung des Waldbesitzers stocken auf diesen Flächen schnellwüchsige Fichten als Bauholz-Lieferant oder möglichst astfreie Eichen- und Buchenstämmen für die Möbelindustrie.

Für den Waldbesucher hat das allerdings auch einen positiven Nebeneffekt. Denn hätten wir in Deutschland ausschließlich natürliche Waldgesellschaften, würde einen die Wanderung größtenteils durch Buchenwälder führen, wie wir sie beispielsweise aus dem Stei-

gerwald oder dem Nationalpark Hainich in Thüringen kennen. Keine Frage, das sind wunderschöne Wälder. Eine Tanne oder Fichte wäre zur Abwechslung aber doch auch mal nett – um diese Baumarten anzutreffen, müsste man dann schon ins Gebirge fahren.

Die Realität ist eine andere: In Deutschland gibt es 90 Baumarten. Davon nehmen elf Baumarten 90 % des Holzbodens, also der Waldfläche, ein. Die Fichte kommt dabei mit 26 % am häufigsten vor, gefolgt von der Kiefer mit 23 %, der Buche mit 16 %, der Eiche mit 9 % und der Birke mit 4 %.² Wen die restlichen Arten auch noch interessieren: Esche, Schwarzerle, Lärche, Douglasie und Bergahorn. Moment mal, das sind ja nur zehn! Stimmt, weil die Eiche noch in Stieleiche und Traubeneiche unterschieden wird.

Ich erinnere mich noch gut an Waldspaziergänge Ende der 1980er- und 90er-Jahre, die durch eintönige Fichten-Monokulturen führten. Viele dieser Wälder haben unter dem Klimawandel mit seinen Orkanen und Borkenkäfer-Kalamitäten gelitten und wurden inzwischen zu artenreichen Mischwäldern umgebaut, die ein wesentlich abwechslungsreicheres Bild bieten.

Der Wald besitzt viele verschiedene Gesichter und alle sind schön. Sie kennen sicher auch diese Bilder von missglückten Schönheitsoperationen. Das Tolle beim Wald ist, dass es selbst dem untalentiertesten Förster nie gelingen wird, ein Waldgesicht zu verunstalten. Das sieht vielleicht manchmal direkt nach dem Holzeinschlag so aus, aber schon im nächsten Frühling überwallen die Pflanzen ihre Wunden und kaschieren die Narben mit frischem Grün. Wie aus dem Nichts zaubert der Waldboden gelbe Schlüsselblumen und rote Fingerhüte auf die karge Fläche. Es scheint so, als wolle Mutter Natur uns zeigen, dass wir ihr nichts anhaben können und sie einen längeren Atem hat als die Menschheit. Wir wissen, dass sie recht hat.

Weil ein Picknick nirgendwo besser schmeckt

Gesunde Ernährung ist zur Zeit voll im Trend. Wer keine Zeit hat, mit frischen Zutaten selbst zu kochen, greift zu Nahrungsergänzungsmitteln. Die sind zwar teuer, aber das Pülverchen ist in Sekunden schnelle geschluckt und der lästige Abwasch bleibt einem auch erspart. Also in der Mittagspause schnell eine Currywurst mit Pommes an der Imbissbude um die Ecke, dann eine Kapsel »Gesundheit« mit der Cola runtergespült und weiter geht's im Business. Zeit ist Geld.

Da wirft sich für mich nun eine Frage auf: Spielt es tatsächlich nur eine Rolle, was man isst – oder vielleicht auch, wo man es isst? Mit dem Wo hängt sicher auch der Entschleunigungsfaktor zusammen. Ein gemütliches Frühstück am Sonntag bekommt uns doch viel besser als das hastig reingeschlungene Brötchen am Montagmorgen, oder etwa nicht?

Eine ganz besondere Art des Speisens ist das Picknick, das schon bei den Griechen und Römern bekannt war. Im Barock war es in französischen Adelskreisen sehr beliebt und im Viktorianischen Zeitalter war es in England der letzte Schrei. Königin Victoria liebte das Speisen im Freien und die »cup of tea« durfte natürlich nie fehlen. Diesem Vorbild folgte das britische Volk im 19. Jahrhundert und so erlebte der Picknickkorb zusammen mit dem Regenschirm im Vereinigten Königreich seine Blüte.

Der Begriff Picknick stammt übrigens aus dem Französischen und setzt sich zusammen aus *piquer* für »aufpicken« und *nique* für »Kleinigkeit«. Auf den herrschaftlichen Jagden waren es sicher keine »Kleinigkeiten«, die zwischen den Treiben zur Stärkung eingenommen wurden. Deftige Speisen und reichlich Wein wurden der adligen Jagdgesellschaft mitten im Wald gereicht. Schon im 16. Jahrhundert finden sich in Handbüchern zur Jagd Beschreibungen über das Einnehmen von Mahlzeiten im Freien.

Ein Handbuch wird zum Picknickmachen sicher nicht benötigt, einer gewissen Planung bedarf es aber schon. Was vergessen wird,

kann nicht mehr einfach aus dem Küchenschrank geholt werden. Auch die berühmte karierte Picknickdecke darf nicht fehlen, denn es wird klassischerweise auf dem Boden gegessen. Die Decke soll aufsteigende Kälte, Feuchtigkeit und die Infanterie an Bodentieren abhalten. Süßspeisen sollten generell vermieden werden, denn im Freien dauert es nicht lange, bis sich die zuckerliebende schwarz-gelbe Luftwaffe einstellt. Wird Fleisch gereicht, ist das Fliegengeschwader auch nicht weit – das kennt man ja vom Grillen.

Picknick ist eine ganz besondere Art des Slow Foods. Das Vorspiel ist entscheidend, das Picknick selbst ist dann der Höhepunkt des Tages. Zunächst muss der Ausflug geplant und organisiert werden: Wie ist das Wetter, was muss alles eingepackt werden und ganz wichtig: Wo soll das Picknick stattfinden? Keiner will seine Picknickdecke aufschlagen wie ein Badehandtuch am Strand von Mallorca. Ein einsames Plätzchen im Wald ist genau das Richtige. Man will ja unter sich sein.

Zu reichhaltig sollten die Speisen ebenfalls nicht sein. Erstens, weil man alles mitschleppen muss, und zweitens, weil man meistens noch einen längeren Weg zurück hat. Meiner Erfahrung nach findet das Picknick immer am weitest entfernten Punkt zum Auto statt. Die Picknickdecke ist wie die Wendeboje beim Regattasegeln. Nach dem Essen geht's heimwärts. Und drittens ist es fast schon ein Naturgesetz, dass man im Wald etwas Deftiges, aber zugleich Gesundes zu sich nimmt. Das können ein kalter Braten mit Bärlauchpesto, ein frisches Brot mit Hausmacherleberwurst und zum Dessert ein paar frische Erdbeeren mit einem Schluck Prosecco sein. Dass außer ein paar Erdbeerstrüngen im Wald kein Abfall zurückbleibt, ist klar.

Was ein Picknick von sonstigem Auswärtsessen unterscheidet, ist das besondere Ambiente. Kein Quetschenspieler in der Wirtsstube, kein Inder mit Tulpen, kein Mexikaner mit Sombrero und Gitarre, keine nervige Bedienung, die zum dritten Mal fragt, ob sie noch was bringen darf. Dafür untermalt das Lichtspiel der Baumkronen, das Gezwitzcher der Vögel und eine leichte Waldluftbrise das fröhliche Waldbodenbankett. Wo sonst kann eine Mahlzeit besser schmecken?

Weil dort manche Tiere den Winter verschlafen

Richtig ausschlafen ist eine wunderbare Sache. Manchmal gelingt mir das am Wochenende, besonders im Winter, wenn es morgens nur zögerlich hell wird. Dann würde ich am liebsten den ganzen Tag im kuschelig warmen Bett liegen bleiben. So handhaben es auch viele der Waldbewohner: Sie ziehen sich an eine geschützte Stelle zurück und halten Winterschlaf. Soll doch draußen der eisige Sturm an den Ästen reißen und der Schnee sein weißes Laken über alles Essbare legen. In der weich gepolsterten Höhle lässt es sich gut aushalten.

Natürlich hat dieses Verhalten nichts mit Erholung und Ausspannen zu tun, sondern ist eine Strategie, der strengen Witterung und knappen Nahrung zu entgehen. Das ist aber nur eine mögliche Taktik, es gibt noch weitere: Manche Tiere legen sich Futtermittel an, andere fressen im Herbst so viel in sich rein, dass sie mit Rettungsringen in den Winter starten, um bei Frost und Schnee nicht gleich auf dem Zahnfleisch zu gehen. Zugvögel kehren ihrem Brutgebiet den Rücken und machen sich rechtzeitig davon in den warmen Süden.

Damit der Winterschläfer die kalte Jahreszeit übersteht, setzt er alle Lebensfunktionen auf Sparflamme. Herzschlag, Atmung und Körpertemperatur werden stark gedrosselt und der Energieverbrauch wird damit auf ein Minimum reduziert. So senkt das Murmeltier als typischer Winterschläfer seinen Herzschlag von 100 Schlägen auf nur zwei bis drei pro Minute. Es schläft ganze sechs bis sieben Monate in seinem unterirdischen Bau, denn der Winter im Gebirge ist lang.

Dazu frisst sich das Mankei – so wird das Alpenmurmeltier auch genannt – bis zu ein Kilogramm Depotfett auf die Rippen, das dann im Laufe des Winterhalbjahrs »verbrannt« wird. Die über zwei Meter tiefen Bauten sind mit viel Gras ausgepolstert. Selbst wenn der eisige Bergwind über die Almen pfeift, herrscht in dieser Tiefe eine »angenehme« Temperatur von 5–10 °C. Die ganze Murmeltiersippe kuschelt sich dort unten eng zusammen und wärmt sich gegenseitig.

Erst wenn die Außentemperaturen ansteigen, geht's wieder raus an die frische Luft.

Aber auch viele echte Waldbewohner fröhen dem Dauerschlaf. Dazu gehören zum Beispiel Igel, Fledermäuse und Siebenschläfer. In meiner Waldhütte hatte sich im letzten Winter ein Siebenschläfer in der Suppenkelle eingekringelt und schnarchte dort so vor sich hin. Die Kelle lag in der Geschirrschublade und hatte genau die richtige Größe für den müden Bilch. Winterschläfer sind in einem hilflosen Trancezustand, deshalb konnte der Siebenschläfer auch gar nicht auf meine Störung reagieren. Ich schob die Schublade langsam wieder zu – natürlich nur so weit, dass er im Frühjahr wieder rausklettern konnte. Denn werden schlafende Tiere im Winter geweckt, verbrauchen sie sehr viel ihrer Fettreserven, um den Stoffwechsel wieder hochzufahren. Die Chancen, das nächste Frühjahr zu erleben, sinken dadurch drastisch.

Die Winterschläfer passen sich mit ihrer Körpertemperatur der Umgebung an. Das geht natürlich nur bis zu einer gewissen Untergrenze. Deshalb haben fast alle Tiefschläfer eine Art automatischen Frostwächter eingebaut, der anspringt, wenn die Körpertemperatur zu weit abfällt. Die Fledermaus hat diese Schutzfunktion nicht, deshalb sucht sie sich zum Überwintern frostfreie Spalten, Keller oder Bergwerksstollen. Sind diese nicht tief genug und die Kälte kann dorthin vordringen, wacht die Fledermaus auf und muss sich eine wärmere Bleibe suchen – denn bei unter $-4\text{ }^{\circ}\text{C}$ gefriert auch bei den »Vampiren« das Blut, dann heißt es Aus-die-Maus bzw. Schicht-im-Schacht.

Insekten schützen sich gegen das Einfrieren, indem sie Glycerin, eine Art Frostschutzmittel, im Körper einlagern. Das Glycerin senkt den Gefrierpunkt von Flüssigkeiten und erhält das Insekt damit auch bei Minusgraden am Leben. Bewegen können sich die Käfer und Larven in ihrer Kältestarre trotzdem nicht. Zum Schutz vor Fressfeinden verkriechen sie sich deshalb im Herbst unter der Baumrinde oder im Boden. Auch alle anderen wechselwarmen Tiere, wie Amphibien, Reptilien und Fische, fallen in eine Winterstarre.

Es gibt aber noch Waldtiere, die weder in Schlaf noch in Starre verfallen – sie ruhen. Sie lassen es im Winter einfach langsamer angehen. Knurrt der Magen oder drückt die Blase, blinzeln sie halb verschlafen

aus ihren Verstecken hervor. Peitscht der Regen durchs Geäst, hauen sie sich einfach wieder aufs Ohr und schauen morgen noch mal nach der Wetterlage. Wer will schon direkt aus dem Bett ins Nasse? Zu den Waldtieren, die eine Winterruhe halten, gehören zum Beispiel Eichhörnchen, Waschbären und Dachse.

Aber woher wissen die Tiere eigentlich, wann sie in den Wintermodus schalten sollen? Früher vermutete man herbstliche Temperaturen oder Nahrungsmangel als Auslöser. Heute gehen Experten davon aus, dass Tageslänge, hormonelle Umstellungen und die »innere Uhr« den Ausschlag geben.

Die genaue Ursache für das Aufwachen im Frühjahr ist hingegen immer noch nicht bekannt. Steigende Außentemperaturen und die Anreicherung von Stoffwechselendprodukten im Körperinneren könnten als Wecksignal dienen. Dann ändert sich der Hormonhaushalt und Fett wird zur Aufwärmung des Körpers verbrannt. Hat der Körper 15 °C erreicht, kommt Muskelzittern hinzu. Das ist dann der Boostfaktor, um möglichst schnell auf volle Betriebstemperatur zu kommen. Kopf- und Brustbereich mit den lebenswichtigen Organen werden dabei schneller erwärmt als der restliche Körper – kalte Füße sind bei den Winterschläfern im Frühjahr also völlig normal.

5. GRUND

Weil er im Frühjahr ein Blütenmeer ist

Wir bewegen uns irgendwo zwischen Spätwinter und Vorfrühling. Die winterkahlen Laubwälder bieten die Kulisse für ein einzigartiges Spektakel: Es ist die Zeit der Frühblüher. Vom Sturm herabgeworfene Äste, dürres Gras und feuchtes Laub bieten einen trostlosen Anblick. Aber plötzlich, von einem Tag auf den anderen, sind sie da: Blaue Leberblümchen, gelbes Scharbockskraut und violette Waldveilchen verwandeln den Waldboden in ein Wunderland.

Bei meinen Spaziergängen durch alte Buchenwälder staune ich immer wieder über die Blütenteppiche des Buschwindröschens. Die

kleinen rosa-weißen Blüten drängen sich so eng aneinander, dass man meinen könnte, es habe geschneit. Aber nicht nur wir Menschen erfreuen uns an diesen Frühlingsvorboten, auch die Insekten können nun endlich wieder aus dem Vollen schöpfen.

Die Frühblüher haben die Energiereserven des Vorjahres in den unterirdischen Knollen, Zwiebeln und Rhizomen gespeichert. Aber woher wissen sie eigentlich, wann es Zeit ist, dieses Kraftwerk anzuwerfen, um ihre zarten Triebe aus dem schützenden Boden nach oben zu schieben? Die wichtigsten Faktoren dabei sind Temperatur und Tageslänge. Passen diese, beginnt der Wettlauf mit den Mitbewerbern der Pflanzenwelt. Die Konkurrenz schläft nicht, der Kampf ums Licht beginnt.

In meinem Internet-Blog waldbret.de habe ich dieses Thema unter der Überschrift »Der Letzte macht das Licht aus: Frühblüher im Wald« mit einem Augenzwinkern beschrieben. Diesen Beitrag möchte ich Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, nicht vorenthalten. Bitte sehen Sie mir das dort übliche »Du« in der Anrede nach:

»Die Bäume sind noch kahl, das Wetter ungemütlich. Eine gewaltige Macht schiebt sich durch die dicke Humusschicht ins Freie: Das sind die Frühblüher in der Pflanzenwelt. Nichts für Auf-die-Schlummertaste-Drücker, Den-ganzen-Tag-im-Schlafanzug-Bleiber, Statt-Frühstück-gleich-zu-Mittag-Esser. Nein, das Heer an lichthungrigen Pflänzchen hat es eilig, denn die Zeit ist knapp. In nur wenigen Wochen wird das Licht schon wieder ausgeknipst: Sobald die Baumkrone dicht macht, ist Ende Gelände. Dann müssen die Energiereserven wieder aufgefüllt sein für das nächste Frühjahr. Deshalb arbeitet die Fotosynthese, was das Zeug hält, und pumpt die mühsam produzierte Energie in die unterirdischen Lagerkapazitäten. Back to the roots sozusagen.

Die Spätblüher fahren eine andere Strategie: Erst mal ausschlafen. Der Winter ist sozusagen das Wochenende und am Montag kommen sie etwas später zur Arbeit. Dafür bleiben sie dann aber die ganze Woche eine Stunde länger im Büro. Dort werkeln sie so gemütlich vor sich hin und bekommen am Ende ihre Stunden auch geschafft.

Die Frühblüher dagegen sind diejenigen Kollegen, die schon am Sonntag Home-Office machen und dann nur drei Tage die Woche

arbeiten – an diesen Tagen aber morgens ganz zeitig anfangen, erst heimgehen, wenn es dunkel ist – und ab Donnerstag schon im Wochenende sind.

Das heißt zusammengefasst: Während die Spätblüher noch vor sich hin similibieren, sind die Frühblüher schon am Assimilieren.

Du würdest dich eher dem Spätblüher-Typ zuordnen, bist aber nicht ganz sicher, weil du den Unterschied immer noch nicht ganz verstanden hast? O. K., dann also noch mal etwas plakativer: Die Frühblüher sind die Sportwagenfahrer der Pflanzenwelt. Während du müde Baldrianknospe mit Tempo 50 auf der linken Spur vor dich hin tuckelst, taucht dieser narzisstische Breitwegerich aus dem Nichts hinter dir auf, drückt zweimal auf die Osterglocke und drängt dich dann wie trockenes Laub von der Geraden, als wolle er den Ehrenpreis gewinnen. Du bist noch nicht mal ganz zur Seite, drückt die Prachtspiere noch mal richtig auf den Huflattich, zeigt dir seinen Lerchensporn und hinterlässt als Vergissmeinnicht noch ein bisschen Blütenstaub auf deiner stumpfen Karosserie, bevor er vollends verduftet. Nur kurz kannst du Primel noch die prächtig aufpolierte Sonderlackierung erkennen, dann ist die Zaubernuss auch schon vorbei.

Aber dir kriechender Günsel schlägt das nicht aufs Leberblümchen. Mit der bewährten Stiefmütterchen-Devise ›Ich komme irgendwann auch ans Ziel‹ fährst du weiter gemütlich auf der mittleren Spur, behinderst in gewohnter Taubnessel-Manier die Stoffwechselforgänge hinter dir und zeigst gelegentlich so einem Schlurchi-Pilz auf der rechten Spur den mittleren Fingerhut. Aber rechtzeitig, bevor die Streufahrzeuge im Rückspiegel auftauchen, bist auch du am Ziel und kannst deine Herbstaster in die Garage stellen.

Noch ein Tipp: Bitte den Sportwagenfahrer nicht als gemeine Pestwurz beschimpfen, da könnte ein Veilchen blühen. Raspel lieber Süßholz, dann kriegst du vielleicht noch einen Krokus.«